

Musik im Dunkel

Autor(en): **Graber, Alfred**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Zürcher Illustrierte**

Band (Jahr): **8 (1932)**

Heft 53

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-756690>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Musik im Dunkel

NOVELLE VON ALFRED GRABER

(Fortsetzung und Schluß)

Sie finden wohl, und durchaus mit Recht, ich sei eine verlotterte Existenz. Sie brauchen ja nur einen Blick auf meine ungepflegten Kleider, auf mein allzulanges Haar zu werfen. Ganz sicher bin ich ein träger und ziemlich wertloser Mensch. Es gab für mich auch nur eine Lebensaufgabe, die mich interessierte, nämlich Fia zu einer erfolgreichen Künstlerlaufbahn zu verhelfen. Nun aber ist diese Hoffnung zusammengebrochen. Denn nach einer solchen Katastrophe einen neuen Versuch mit der Öffentlichkeit zu wagen, das braucht eine innere Stärke, die sie kaum mehr aufbringen wird.

Es interessiert Sie natürlich auch, was ich treibe. Nun, ich arbeite bei irgendeinem Staatsbetrieb als kleiner Angestellter, eine hoffnungslose Lebensstelle, ohne auch nur die allergeringsten Aussichten auf eine Beförderung oder etwas Ähnliches. Im übrigen bin ich ein höchst neidischer Mensch, der Bessergestellte in freien Berufen haßt, ganz einfach, weil er auch gerne träge und faul sein möchte, wann es ihm paßt, und arbeiten auch wiederum dann, wann er dazu Lust verspürt. Ich stelle es mir als etwas ganz Verblüffendes vor, ohne eine geregelte Arbeitszeit zu sein, aber ich selbst ginge wahrscheinlich dabei zugrunde. Für mich ist der sogenannte grüne Zweig nicht bestimmt, nur die Tretmühle, die ich mehr oder weniger eifrig treten muß, um nicht abgeworfen zu werden. Dabei muß ich Ihnen offen heraus sagen, daß ich mir etwa gar nicht einbilde, ich verdiente ein besseres Los. So ehrlich bin ich mir gegenüber schon. Ich tue meine Arbeit nur gezwungenermaßen, und ich drücke mich, wo immer ich nur kann.

Für mich fängt mein bescheidenes bürgerliches Leben erst nach sechs Uhr abends an, sobald ich meine Arbeitsstätte verlasse. Einen Augenblick lang will der Dämon der belanglosen Tätigkeit, die meinen Tag auffraß, noch nach mir greifen, aber bald gelingt es ihm nicht mehr. Alles Berufliche verwischt sich in meinem Hirn bis am andern Morgen um acht Uhr. Schon beim Nachhausegehen empfinde ich einen übermächtigen Drang nach den geistigen Bezirken des Lebens, nach Büchern, nach einem guten

Schauspiel, nach Vorträgen. Auch meine Kunst lockt mich. Warum blicken Sie mich so ungläubig an? Ich spiele Geige; schlecht natürlich denken Sie sich, vielleicht haben Sie recht, aber dieses Geigenspiel ist meine einzige Brücke zu Fia.

Heute mittag hätte Fia zu mir kommen sollen, ich wollte mit ihr nochmals das Konzert durchsprechen, und ich wollte ihr auch Mut machen. Sie kam nicht. Bis jetzt weiß ich nicht weshalb. Ich fühlte mich von ihr verlassen und verraten. So geschah es, als sie am Abend mit ihren Augen bei mir Trost suchte, daß ich ihr diese Ermutigung aus dummem Trotz verweigerte. Ich war vielleicht nicht der einzige Halt, den sie hatte, es müssen andere Sicherheiten schon vorher zusammengestürzt sein, aber ich war vielleicht doch der allerletzte, und so bin ich mitschuldig, daß Fia zum Fenster hinausgesprungen ist. So kindisch bin ich; als ich in der Not wirklich meine Kraft hätte beweisen sollen, da versagte ich. Vielleicht hätte ich sie mit der Kraft meines Willens zum Erfolg führen können. Ich habe ihren und meinen Lebenshöhepunkt leichtsinnig vergeudet. Denn im Grunde ist Fia eine Künstlerin, und sie kann etwas, ob Sie nun auch durch dieses Konzert anderer Meinung sind oder nicht.

Ich spüre wohl, daß ich sachlicher sein muß, um Ihnen ein Bild ihres Lebens zu geben. Das Durcheinander, das ich Ihnen bisher aufsuchte, können Sie sich wohl kaum zusammenreimen. Sie brennen doch sicherlich darauf, die ganze Geschichte fein säuberlich in chronologischer Reihenfolge zu hören, wobei der Konflikt so schön herausgearbeitet ist wie in einem klassischen Drama. Nein, Verheerter, dazu ist meine Sache viel zu simpel, als daß man sie in das Schema der Herren Schiller und Konsorten pressen könnte.

Also hören Sie gut zu. Felicitas Lauscher und ich waren Jugendspielen und Schulkameraden. Wir wuchsen sozusagen geschlechtslos nebeneinander auf. Sie kennen wohl diese Art von Bruder- und Schwestersein, aus der sich später so unendlich schwer eine andere Einstellung der Partner herauskristallisieren läßt. Die Stiefmutter von

Felicitas sahen Sie heute abend, ihre Mutter kannte ich nie, sie starb bei Fias Geburt, und der Vater bald nach seiner zweiten Heirat. Diese Stiefmutter ist eine merkwürdige Person. Sie liebt Fia mit einer Art von grotesker Eigenliebe. Das Mädchen muß hoch hinaus, sie soll all das erreichen, was ihr versagt blieb. Das Steckenpferd der Frau war, daß Felicitas Künstlerin werden sollte. In ihrem einfachen Verstand bedeutete das etwas vom Erstrebenswertesten, dem ein Mensch sich widmen kann. Singen konnte Fia nicht, schauspielerisches Talent besaß sie so wenig wie irgendwelche kunstgewerbliche Fähigkeit, dagegen zeigte sie von jung auf eine mäßige Begabung im Klavierspiel. Auf diesem etwas wackligen Grunde nun mußte die spätere Meisterschaft aufgebaut werden. Naturgemäß sollte ich Fia bei den künstlerischen Ambitionen, die vorerst nicht ihre eigenen waren, unterstützen. Ich lernte deshalb Violinspielen. Frau Lauscher bezahlte den Unterricht. Meine Eltern hatten für «solche unnütze Extravaganzen» nichts übrig. Sie nahmen mich gleich nach der letzten Volksschulklasse von der Schule fort, es durfte keine Zeit vergeudet werden. Ich mußte Geld verdienen, erst für meine Eltern und, als sie tot waren, für mich selbst.

Felicitas wuchs heran und damit erwachte auch ihr eigener Ehrgeiz. Die Stiefmutter blieb die treibende Kraft. Aber ich muß ihr diese Gerechtigkeit widerfahren lassen: sie opferte sich für das Kind, das ja nicht einmal das ihre war. Ich freilich wurde der alten Frau mit der Zeit sehr lästig. Sie hatte denn doch Größeres mit Felicitas vor, als daß sie etwa eines Tages mit einem recht mittelmäßigen Beamten der untersten Besoldungsklasse die Ehe eingehen sollte. Darum versuchte sie, mich kaltzustellen, solange es noch Zeit war. Für mich freilich war es ja längst zu spät. Ich liebte Fia schon. Die Stiefmutter hatte ich stets gehaßt, weil ich wußte, daß sie sich eines Tages zwischen mich und Fia stellen würde. Trotzdem war ich so schwach gewesen, das bittere und demütigende Almosen der bezahlten Violinstunden anzunehmen. Aber Frau Lauscher war konsequent, das muß man ihr lassen. Eines schönen Tages erklärte sie mir hämisch, daß ich als Uebungspartner für Fia nicht mehr in Frage käme, da ich mit meiner Leistung denn doch allzusehr hinter ihrer Tochter zurückbliebe. Sie sehe sich denn auch nicht mehr veranlaßt, mir weiterhin Unterrichtsstunden zu bezahlen. Fia bekam einen Weinkampf. Sie stand zu mir wie ein guter Kamerad, wie eine Schwester, der man den Bruder wegnehmen will. Sie schwor mir, daß wir selbstverständlich wie bisher miteinander üben würden, wenn auch im geheimen. Ich war an jenem Tage restlos glücklich, da ich ihre Haltung als einen Beweis der Liebe für mich ansah. In Wirklichkeit war es ja nur der Ausfluß

die kleine Flasche
für den Haushalt.

die grosse Flasche
für Restaurants u. Cafés.

die handliche Flasche mit Becher
für die Reise.

FERNET-BRANCA fördert die Verdauung.

FOTO E. METTLER ZÜRICH



JAPANISCHE NEUJAHRSGEDICHTE

Mitte Dezember jeden Jahres organisiert die Kaiserin von Japan unter den Bewohnern des Landes einen Wettbewerb für Neujahrsgedichte. Wie die japanische Malerei, die mit einem kleinen Blütenzug den ganzen Frühling in der Phantasie des Beschauers hervorzubringen will, so ist der bruchstückartige Charakter und knappe Stil der wesentliche Zug der japanischen Lyrik. Dementsprechend müssen die zum Wettbewerb zugelassenen Gedichte in äußerst kurzer Form gefaßt sein. Die Phantasie des Lesers muß das kurze Gedicht gleichsam nachschöpferisch ausmalen. Die japanische Lyrik ist keine Schöpfung besonders begabter Menschen, sondern Zwiegespräch und künstlerische Unterhaltung, an der jedermann, begabt oder unbegabt, teilnehmen kann. So kann sich auch jeder Japaner an dem Wettbewerb der Neujahrsgedichte beteiligen. Die kürzeste Gedichtform in der japanischen Sprache ist das Haiku, das 17 Silben zählt. Eine andere Form ist das Waka, es darf nie mehr oder weniger als 31 Silben umfassen. Ein Beispiel dieses Waka, ins Deutsche übertragen, finden wir im Buche «Japanische Kunst»

von Tsunevoshi Tutsumi. Es lautet: Wenn der Ostwind weht,
Sende mir, Du lieber Pflaumenbaum, Deinen Duft,
Vergiß des Frühlings nicht,
Wenn Dein Herr auch ausbleibt.

Die preisgekrönten Gedichte werden vor dem Hofe zur Vorlesung und in allen Zeitungen zur Kenntnis der Öffentlichkeit gebracht. Die Aufgabe, als Richter zu fungieren, ist nur ganz hervorragenden Kennern der japanischen Dichtkunst vorbehalten und ist keineswegs ein leichtes Amt. Es wird in einer besonders vorgeschriebenen altertümlichen Tracht vorgenommen. Der ganze Brauch sagt uns, wie eng in der japanischen Kultur strengste Tradition und lebendige Volkstümlichkeit miteinander verwachsen sind. Unser Bild zeigt das Richterkollegium im japanischen Dichterwettbewerb beim Prüfen der Neujahrsgedichte

einer wirklich guten Kameradschaft. Wir trafen uns fortan bei mir, und diese Stunden blieben die Lichtpunkte in meinem abwechslungsarmen Leben. Auch Fia liebte ihre Stiefmutter nicht sehr. Sie warf ihr vor, daß sie alles nur täte, damit einmal ein Abglanz des tüchtlichen Ruhmes auf sie zurückfalle. Aber war das im Grunde nicht sehr menschlich und eigentlich wenig verwerflich?

Die Wand, die Frau Lauscher zwischen uns geschoben hatte, erschien ihr aber nicht zuverlässig genug. So entschloß sie sich zu einem weiteren Opfer, sie ließ ihre Tochter zwei Jahre lang im Ausland studieren. Ich erhielt während dieser Zeit ausführliche Briefe von Fia, in der sie von ihren Fortschritten und von ihrem Beruf sprach. Aber das allzu Kameradschaftliche und der gänzlich fehlende Unterton von Liebe depressierten mich.

Nach ihrer Rückkehr begann sie fleißig Stunden zu erteilen, um sich ihrer Stiefmutter gegenüber dankbar zu erweisen.

Eines Abends nun erzählte mir Felicitas, als wir in meinem Zimmer zusammensaßen, mit seltener Freimütigkeit, was sich in diesem Zeitraum von zwei Jahren alles zutragen hatte. Gegenstand dieser Beichte war vor allem das Erlebnis mit einem ersten Freunde. Ich war wie vor den Kopf geschlagen. Ich hatte nicht einmal im entferntesten daran gedacht, daß ein anderer außer mir ihr einmal etwas hätte bedeuten können. An jenem Abend überfiel ich sie voller Bitternis mit meinen Gefühlen. Sie verhielt sich gleichmütig, aber sie ließ mich gewähren. Seit dem Tage blieb ich ihr stärker verfallen als je zuvor, aber näher war ich ihr durch dieses Erlebnis auch nicht gekommen. Ich war und blieb der gute Kamerad, von dem man stillschweigend wußte, daß er bereit war, alles für einen zu tun. Dem man dafür sogar hie und da seine Liebe schenkte, wenn es nicht mehr anders ging. Eigentlich ist die Musik das einzige auf der Welt, was Fia stärker bewegt, freilich nicht in einem schöpferischen Sinne, aber als Interpretin ist sie mit ihrer Einfühlungsgabe schon weit über den Durchschnitt gelangt. Ich glaube kaum, daß Ihnen Debussy mehr Freude bereiten kann, als wenn sie ihn spielt.

Klavierlehrerin sein aber heißt noch nicht, daß man befähigt ist, in der Öffentlichkeit zu debütieren. Was man in einem kleinen Kreise, in dem die Sympathie als anfeuerndes Fluidium zu spüren ist, vollendet vortragen kann, das ist in einem Konzert, wo sich keine Fäden des Verständnisses und des Einfühlens spinnen, wo man als Fremde vor kritischen Zuhörern sitzt, schon viel schwieriger. Und da setzte nun der verderbliche Einfluß der Stiefmutter wiederum ein. Fia selbst kannte ihre Grenzen sehr wohl, ihren noch nicht voll ausgereiften Entwicklungsgang, ihre mangelnde Routine, aber Frau Lauscher trieb sie immer weiter, sie wollte die Krönung ihres Opfers und ihres Lebenswerkes sehen: Den Erfolg, das Rauschen des Applauses, die Berichte in den Zeitungen. Erst diese Dinge schienen ihr die wahre Betätigung ihrer Mühe um Felicitas zu sein. Und Fia, dieser sonst so kluge Mensch, ließ sich beschwätzen. Sie dachte wohl, es werde

schon so halbwegs gehen, und um ihrer Stiefmutter Freude zu bereiten, willigte sie endlich ein. Damit rückte das letzte Opfer der Frau heran, sie mußte das Konzert finanzieren, den wahrscheinlichsten Kassenmißerfolg gegenüber der Konzertdirektion sicherstellen.

Nun kann man sich sehr gut denken, daß Fias Leichtsinn verlor im Moment, als es wirklich ernst galt, als sie die Gesichter des Publikums vor sich sah, als sie wußte, da sitzen ein paar Kritiker, die eigens für mich kamen und über mich schreiben werden. Von ihnen hängt ein gut Teil meiner zukünftigen Karriere ab. Dazu kam noch die würgende Angst, sie könnte ihre Stiefmutter enttäuschen und alle Opfer wären vergebens. Auf diese Weise wuchs die Bedeutung des Abends für Fia ins Riesengroße.

Den Rest wissen Sie nun selbst. Das Konzert endete mit einer Katastrophe, die ich zwar ahnte, wenn auch nicht in diesem Ausmaße. Fia wird dieses kalte Bad sicherlich körperlich überleben, denn sie ist eine robuste Natur. Ob sie sich psychisch erholen wird, ist schon eine kompliziertere Frage, die erst die Zukunft entscheidet. Ich werde alles tun, was in meinem Vermögen liegt, um sie für diese Zukunft zu retten. Wie ich es tun will, ist mir jetzt noch nicht klar, und ob ich es können werde, das weiß ich auch nicht.

Nun kennen Sie unsere Geschichte. Vielleicht finden Sie, daß ich Sie mit meiner Darlegung nicht überzeugt habe, daß meine Liebe zu Felicitas nicht zwingend sei. Da kann ich nur erwidern, daß ich kein Dichter bin, und daß wohl jegliche Liebesbeziehung für den schlechthin unverständlich ist, den es nicht trifft.

Zum Schlusse möchte ich noch etwas von mir selber sprechen, da ich nun schon einmal am Beichten bin. Ich will Ihnen gestehen, daß ich trotz meiner künstlerischen Ambitionen ein geistig träger Mensch bin. Körperliche Arbeit geht mir viel leichter und freier von der Hand. Ich hätte einen Freiluftberuf wählen sollen, denn ich fühle mich der Natur sehr stark verbunden, vor allem den Wäldern. Sie lachen und ich weiß, was Sie denken. Dieser Bürokrat, dieser Kaffeehausmensch, dieser Kerl, der mit seiner Geige des Nachts in seinem armseligen Zimmer so krampfhaft und jämmerlich übt, daß ihm seine gequälten Nachbarn am liebsten die Fenster einschmeißen würden, dieser Kerl spricht von der Natur, vom Atem der ewigen Wälder, vom Hauch des Abends über fernen blauen Hügeln. Gewiß, ich führe ein unwürdiges Leben, ich schließe tausend Kompromisse, die mich ekeln. Aber ich träume vom reinen Herzen dessen, der das alles nicht tut, der so lebt und nur so, wie er wirklich leben möchte. Es ist wirklich wahr, dieses uralte Bibelwort von denen die reinen Herzens sind. Ich will Sie gar nicht fragen, ob Sie in dieser Beziehung ein gutes Gewissen haben; ich glaube, so wenig wie irgendein anderer Mensch.

Die Klarheit einer gesäuberten Welt aber finde ich bei der Natur. Soll ich Ihnen vom Wald erzählen? Stamm an Stamm steht unerschütterlich, die Wipfel rauschen im namenlosen Winde, die Vögel singen sein Lied, und die

Wasser rauschen den dunklen Baß dazu. Zu diesem Wald flüchte ich, wenn immer ich kann. Dann liege ich bewegungslos auf der Erde und lausche. Ich höre die Stille, das Rauschen meines Blutes, den Puls der Erde. Und oft tritt ein scheues schlankes Reh ganz nahe zu mir und sieht mich nicht. Sein brauner, zierlicher Leib wächst hinein in diesen Wald, der seine Heimat ist, sein Schutz, seine Wiege und sein Grab. Und hoch oben durch die Baumkronen sehe ich den Himmel und die Wolken, die unter ihm durchziehen. An vielen meiner freien Tage belausche ich diesen Wald; am heißen Mittag, am Abend und in der Nacht bin in den frühen Morgen hinein. Dann bin ich glücklich, die Gesetze der Erde zu spüren, die so gar nichts gemein haben mit denen der Menschen. Und überall ist Gott sichtbar. Einmal in meiner frühen Jugend wollte ich Förster werden. Auch jetzt noch träume ich von ähnlichen Berufen, aber ich glaube, daß ich nun höchstens noch zum Landstreicher taue. Doch Schluß damit, denn all diese Wünsche werden nie darüber hinaus ins Wirkliche hineinwachsen, weil ich viel zu schwach bin, mich aus den Gewohnheiten meines Lebens zu befreien. So werde ich wohl bis an mein mehr oder weniger seliges Ende dort hocken bleiben, wo ich jetzt schon sitze. Und dabei glaube ich wirklich nicht, daß die Arbeit etwas mit dem Sinn des Lebens zu tun habe. In seinen besten Stunden sieht selbst die Treue halten, das finde ich die Quintessenz des Daseins . . .»

Stephan Lohr unterbrach sich plötzlich. Es war wie ein Erwachen, wie wenn er nun erst gemerkt hätte, daß er viel mehr gesagt hatte, als er eigentlich wollte. Er schloß seine Erzählung mit den Worten:

«Nun habe ich Sie aber wirklich genug gelangweilt. Ich bereue es, denn wie sollte diese nicht ungewöhnliche Geschichte jemandem interessieren können außer den Beteiligten?»

Peter Fabian erhob entschiedene Einsprache: «Sie ahnen ja gar nicht, wie sehr mir das alles nahegeht!» «So, so», meinte Stephan Lohr höhnisch, «habe ich Ihre Sensationslust zufriedengestellt? Eigentlich», fuhr er nach einer Weile fort, «bin ich nicht einmal darauf gespannt, was die Zeitungen über den Fall zu berichten wissen. Die Kritiker haben ihr Urteil sicherlich schon fix-fertig in der Tasche, und die Tragödie eines menschlichen Herzens hat keiner begriffen, denn das gehört ja nicht zum Beruf.»

Lohr erhob sich unvermittelt, bot seinem Gegenüber flüchtig die Hand und verabschiedete sich hämisch und verlegen. Er blickte sich nicht einmal mehr um, als er durch die Drehtür verschwand.

Stephan Lohr hatte recht gehabt, die Zeitungen schrieben tatsächlich nur Belanglosigkeiten über den Vorfall.

Peter Fabian hatte sich vorgenommen, sich auch weiterhin um das Schicksal der beiden Menschen zu kümmern. Leider wurde dieser Plan vereitelt. Der Student mußte bald nachher auf eine längere Zeit ins Ausland, und als er zurückkam, hatten sich die Spuren verwischt.

Er hat Fia und Stephan nicht mehr gesehen, er weiß nicht, was aus ihnen geworden ist.